

Abend-



Zeitung.

## Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Fünfter Jahrgang.

No. 12.

Donnerstag, den 15. März.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen: das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

### Eine Nacht.

Erinnerungen aus dem Leben eines ehemaligen  
Offiziers.

Mitgetheilt  
von

Ednard Franke.

1.

Zur Zeit des Wollmarktes saß eine heitere Gesellschaft in einem gemüthlichen Weinstübchen Berlins. Es waren sämtlich Gutsbesitzer; Männer zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Die Geschäfte mußten gut gewesen sein, denn die Gläser klangen häufig an, die Zungen waren geschwägig geworden und plauderten in übermüthiger Laune manch' bisher verborgenes Familienverhältniß und manchen vor der Ehe spielenden Liebesroman aus.

Ein heiterer, jovialer Sechziger, Herr v. Bomen ergriff jetzt das Glas und rief: „Silentium! Ich will nun auch noch einmal in den Spiegel der Zeit schauen, wo gewisse Aeußerlichkeiten,“ dabei strich er durch seine grauen Haare, „zwar noch nicht an ein gewisses Thier erinnern, aber sehr oft unsere

Handlungsweise, und wir uns hinterher glücklich preisen dürfen, wenn der liebe Gott unsere Dummheiten wieder gut macht.“ —

Alles lachte über dieses aufrichtige Geständniß. Herr von Bomen begann:

„Meine Erzählung datirt sich vom Jahre 1813, während der Belagerung von Stettin. Ich war damals ein junger Lieutenant von etwa 23 Jahren. Abenteuer sind der Hauptreiz, welcher uns in diesem Alter das Leben angenehm zu machen scheint; wir suchen sie in jenen Jahren mit weit größerem Eifer auf, als wir in späteren Jahren, wenn uns nicht die Noth sie zu bestehen zwingt, uns ihnen zu entziehen trachten. Mir sagte das Belagerungsleben besonders zu; ich drängte mich zu Recognoscirungen aller Art, wenn sie mit recht viel Gefahr verbunden waren. Nicht ohne Grund hatte man mir den Beinamen, „der Wagehals,“ gegeben. Ich überschritt in meiner Wagehalsigkeit zwar zum östern die mir gegebene Ordre; doch das Unternehmen glückte jederzeit, und meine Vorgesetzten, außer den nun einmal unvermeidlichen Vorwürfen, verhängten deshalb niemals eine besondere Strafe über mich, sie warnten mich bloß vor Wiederholung und thaten doch bei

Wiederholung dasselbe. So kam es, daß ich im jugendlichen Uebermuth nie ein Vergeben sah.

Auf einem meiner Streifzüge hatte ich Gelegenheit gehabt, die Familie des Okerförsters Rehmann in Friedwalde kennen zu lernen. Sie war eine der liebenswürdigsten, welche mir im Laufe meines Lebens befreundet wurde. —

Der Vater, eine kräftige, ächte Waidmannsgestalt, etwa in den ersten fünfziger Jahren. Graumelirtes Haar, scharfblickendes Jägerauge, gebildet und mit dem heitersten Humor begabt. Die Mutter, eine Hausfrau im vollen Sinne des Wortes, etwa in den ersten vierziger Jahren, angenehmen Embonpoint und wenn auch gerade nicht regelmäßig schönen Zügen, doch wirklich imponirend; dabei ganz ungenirt, in den Humor ihres Mannes leicht einstimmend, stets liebenswürdig und zuvorkommend; mit wenigen Worten — ein Weib wie — du lieber Gott, wie arm ist doch die reiche, deutsche Sprache, wenn sie etwas kurz fassen will — der Franzose würde sagen: comme il faut — und weil ich diese Frau damit am besten bezeichnen kann, so sage auch ich, sie war ein Weib: comme il faut! —

Wird man sich wundern, wenn im Umgange eines so äußerst liebenswürdigen Elternpaares, zwei Töchter gediehen, welche im Stande waren, auch dem Stoiker, wenn er einige Stunden in ihrem Umgange zugebracht hatte, Theilnahme einzulösen? Daß ich kein Stoiker war, wird aus dem Gange genügend erkannt worden sein, also auch der Schluß gezogen werden können, daß mein leichtempfindliches Herz bald in lichten Flammen stand.

## 2.

Caroline, die älteste der beiden Töchter, war weniger schön zu nennen. Sie glich weder dem Vater noch der Mutter, auch nicht der ächten deutschen, im Walde schlank, doch kräftig aufgewachsenen Natur, wenn man nämlich ihre schon etwas früh jene ätherischen Formen verlierende Gestalt, welche ein junges Mädchen stets am anziehendsten macht, nicht etwa als eine ächte kräftige Waldnatur bezeichnen wollte. — Sie war eine jener gedrungenen, runden Figuren mit slavischer Gesichtsbildung, welche ganz nichtsagend erscheinen würden, wenn uns

nicht das große seelenvolle Auge und der ihm eigne wahrhafte Madonnenblick, unwillkürlich anzöge; dabei besaß sie den Humor des Vaters und die liebenswürdige Rührigkeit der Mutter.

So sehr dies vielleicht dem gesetzteren Manne zugesagt hätte, der vom Ernste des Lebens heimgesucht, solche Naturen und Gestalten als ein Mittel betrachtet diesen Ernst zu verschrecken: Das jugendliche Gemüth spricht das schlanke, zarte, ätherische des weiblichen Wesens mehr an, und so war es wohl natürlich, daß auch ich mehr zu der neunzehnjährigen Friederike, der zweiten Tochter, als zu der im ein- undzwanzigsten Jahre stehenden Caroline hingezogen fühlte.

Friederike war der treue und gemeinliche Abdruck der beiden Eltern. Sie hatte des Vaters edle Züge, seine hohe Gestalt und der Mutter liebenswürdiges Benehmen geerbt. Während die regelmäßig schönen Züge die Sinne bestachen, fesselte ihre Liebenswürdigkeit das Herz. Dazu kam eine mehr als gewöhnliche Bildung, die, ich will es offen gestehen, mich, den neugeschaffenen Secondlieutenant, bisweilen etwas genirte.

Lieber Gott, das Offizierstudium concentriert sich ja meist nur auf einige Gegenstände und der tägliche Umgang mit den Kameraden, die selten auch mehr als dies studirt haben, läßt uns vergessen, daß es außer Strategie, Pferden, Bällen, Spiel u. s. w. auch noch andere Wissenschaften giebt, welche unendlich mehr werth sind. Ich gab mir alle Mühe, in den Stunden unseres Beisammenseins gelehrte Gespräche zu vermeiden und richtete meine Geschosse auf Friederikens Herz, was mir auch, da der himmlische Vater so gnädig gewesen war, mit seiner Daviansgestalt zu verleihen, so ziemlich gelang. Die beiden Alten, obgleich sie wohl wußten, daß man mit einer Lieutenants-Gage keine Frau ernähren und Güter erwerben kann, wenn nicht, wie bei George Brown, die Geliebte sich selbst in eine weiße Frau verwandelt und verborgene Schätze an's Licht zaubert, sahen dennoch dem Spiele ruhig zu. Sie lebten tief im Walde, abgeschieden von der Welt, in einem einsamen Försterhause. In dieser Zeit war an Besuche von Freunden und Verwandten nicht zu denken — denn Raubgesindel aller Art hatte sich während der Kriegszeit in den Wäldern zusammengerottet, machte

die Wege unsicher und verübte, trotz der nicht weit entfernten Garnisonsdörfer der Belagernden, sein treches Handwerk.

Es schien deshalb, den Frauen wenigstens, sehr angenehm, wenn ich recht oft kam; sie glaubten sich sicherer und gestanden mir, daß sie es schmerzlich vermieden, wenn Dienstverhältnisse meinen Besuch unmöglich machten. So lange nun mein Bataillon in ihrer Nähe lag, benutzte ich jede freie Stunde, um zu ihnen zu eilen und was anfangs nur Spielerei war, wurde zwischen Friederike und mir, nach und nach unbewußt wirklich Ernst.

In dieser Erkenntniß sollte uns die plötzlich einlaufende Ordre zum Abmarsche meines Bataillons nach Frauendorf, einem jenseit der Oder gegen Stettin zu liegenden Dorfe, bringen. Friederike war untröstlich. Die Alten weinten, als ob sie einen Sohn verlieren sollten; nur die heitere Caroline faßte das Ding mit anderem Auge auf und rief: „Wenn Sie von Frauendorf, in einem Kahne, gerade über die Oder sehen, so sind Sie von uns eben nicht viel weiter entfernt, als jetzt.“

Friederike und mit schien diese Bemerkung die eines Engels; wir umschloßen die freundliche Rathgeberin mit wahrhaft brüderlicher Liebe, und ich gelobte, sobald es mein Dienst gestatte, auf dem von Caroline bezeichneten Wege wieder zu ihnen zu eilen. Der alte Oberförster aber sagte mit väterlichem Ernste:

„Um diesen Preis Ihren Besuch zu erkaufen, dazu habe ich Sie zu lieb, das nehme ich nicht an. Abgesehen von der Gefahr, welcher Sie sich aussetzen jene Uferstelle zu überschiffen, steigert sich diese, wenn Sie dem Moorgrund betreten, über welchen nur ein schmaler Fußpfad führt, der bei dem geringsten Regenwetter sehr gefährlich und unsicher wird. Der leiseste Fehltritt, ein Abgleiten bringt oft sicherern Tod, als ein Sturz ins Wasser, aus welchem die Kunst des Schwimmens uns noch zu retten vermag, aus diesem unergründlichen Sumpfe aber sich wieder emporzuarbeiten, gelang noch Niemand.“

„Je größer die Gefahr, desto angenehmer und süßer die Stunden, die ich dann in Ihrer Gesellschaft zubringen kann,“ rief ich.

„Nein, nein!“ sprach der Alte. „Ein einsamer

Wanderer bei Nacht im Walde, in dieser Zeit der Unsicherheit — der Gedanke erweckt mir Grauen.“

„Ich bin Offizier,“ sagte ich mit einem gewissen Stolze.

„Aber ein Mensch,“ fiel der Alte ein, „ein junger, übermüthiger Mensch, den von unbesonnenen Streichen zurückzuhalten, meine Pflicht ist. Ein für allemal, ich dulde es nicht.“

Solchem Ausspruche durften wir nichts entgegensetzen. Wir schwiegen augenblicklich; aber in's Geheim gelobte ich Friederiken, wenn nicht früher, doch zu ihrem Geburtstage, der in die letzte Hälfte des Novembers fiel, sicher zu erscheinen.

„Bin ich einmal da, mag der Vater schelten,“ sagte ich. „Weiß ich doch, meine Gegenwart freut ihn, und wie meine Vorgesetzten, wenn meine Unternehmungen glücklich ausfielen, hinterher lächelten, so wird er es auch.“

Es waren noch drei Wochen bis zu Friederikens Geburtstag, sie schienen ihr eine Ewigkeit. Mir selbst kam es vor, als ob ich auf lange Abschied nähme; aber mein leichtes, jugendliches Blut verdrängte diese Empfindung bald. Ich wandte meine ganze Beredsamkeit an, um Friederike zu trösten, es gelang mir so ziemlich. Caroline trug nicht wenig dazu bei. Ihr, wie mir, war der Weg nicht halb so gefährvoll, wie ihn der Vater schilderte, und als ich schied, war ich im Innern schon fest entschlossen, wo möglich noch vor der gesetzten Frist die Familie zu überraschen.

## 3.

Mein Bataillon langte jenseit der Oder in Frauendorf an. Obgleich mein Herz mit festeren Banden an dem Mädchen hing, als ich mit selbst zugetraut hatte, so gab doch die Nähe Stettins, das stets im Auge halten des Feindes, dessen Vorposten bei Tage dort kampirten, wo die unsern in der Nacht hinausgehoben wurden, uns so viel zu thun, daß mir kaum Zeit blieb, dem Drängen des Herzens Gehör zu geben. Acht bis zwölf Tage verflossen, ehe ich Zeit gewann, dem im Innern lebendigen Bilde der Geliebten, recht in's Auge zu schauen.

Der Herbst hängt seinen dunkeln, naßkalten Nebelmantel schon längere Zeit um. Die Belagerten

wagten es in der trügerischen Dämmerung nicht mehr ihre Vorposten weit hinauszuschieben; auch wir wachten sorgsam, daß die, schon an Nahrungsmitteln Nothleidenden, durch keinen Ausfall auf nahe gelegene Ortschaften, sich dieselben verschaffen und die Belagerung dadurch verzögern könnten. Es war auf Aushungerung Stettins abgesehen, um durch ein Bombardement die Stadt nicht zu ruiniren.

In dieser scheinbaren Ruhe trat auch das Bild Friederikens, mit aller Lieblichkeit, wieder vor meine Seele; unnennbare Sehnsucht erfaßte mich, da ich ihr bis jetzt noch nicht einmal Botschaft zuzusenden Gelegenheit gehabt hatte, und alle Versuche eine Urlaubsbewilligung von vierundzwanzig Stunden zu erhalten, waren vergeblich. Der siebenzehnte November, Friederikens Geburtstag, rückte immer näher heran. Mein gegebenes Versprechen stand wie ein drohendes Gespenst vor meiner Seele. Ich sah die Geliebte in Todesangst um mich. Sie wußte, daß ich mein Wort nicht brach, wenn mir nicht ein Unglück zugestoßen sei. Sie mußte mich also treulos, oder ein Unglück vermuthen, und Beides konnte gefährlich, ja tödtlich für sie werden.

Ich wagte keinen neuen Urlaubsversuch; denn abgeschlagen und das Verbot übertretend konnte die Sache weit schlimmer für mich ausfallen, als wenn ich mich auf die Gefahr hin, daß es wirklich entdeckt werden konnte, heimlich entfernte. Es ließ sich weit eher vermuthen, meine Abwesenheit auf vierundzwanzig Stunden, zudem da eine Nacht dazwischen lag, werde nicht entdeckt werden. Einer etwaigen zufälligen Anfrage ließ sich begegnen. Ich beschloß also, das Abenteuer heimlich auszuführen.

Wohl sah ich das Gefahrvolle des Unternehmens ein, aber gerade darin lag ein unendlicher Reiz für mich. Ich wollte Friederiken beweisen, daß ich ihretwegen keinen Augenblick zögern würde, das Leben einzusetzen. Ich hatte mich genau nach dem Wege erkundigt, er war, sobald ich einmal das jenseitige Oderufer bestiegen hatte, bis zum Saume des Waldes nicht zu fehlen; aber dies war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn die Strömung war hier außerordentlich stark und der Fluß mit kleinem Boote nur bei Tage zu durchschiffen.

Ich selbst konnte das kleine Fahrzeug nicht lenken, und wäre es der Fall gewesen, so mußte dasselbe

bis zu meiner Rückkunft jenseits liegen bleiben, konnte leicht eine Entdeckung herbeiführen, oder bei meiner Rückkunft gar nicht mehr dort sein. Wie dann den Rückweg über die Oder finden? — Die, eine starke Meile lange, von einer Menge kleiner Brücken unterbrochene, künstlich durch den Moorgrund geführte Straße zwischen Stettin und dem Städtchen Damm, war, sowie Letzteres selbst, von den Franzosen befestigt worden. Jede der kleinen Brücken in eine Redoute verwandelt, so daß beide Städte vereinigt erschienen.

Der Fußpfad über den Moorgrund, den ich zu gehen hatte, näherte sich dem befestigten Wege zwischen Damm und Stettin bis auf fünfzig Schritte, und lief dann etwa zehn Minuten neben demselben hin. Seit acht Tagen war den Landleuten verboten worden diesen Pfad zu betreten, mit der Drohung, daß auf Jeden, der sich dort erblicken ließ, scharf geschossen werde. Die Franzosen mußten jede Gefahr eines Verrathes zu entfernen suchen, da die trüben Nebeltage oft nicht mehr erlaubten, in dieser Entfernung Freund und Feind zu unterscheiden.

Ward ich auf diesem Wege entdeckt, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß eine mir zugesendete Kugel ihr Ziel nicht verfehlen werde, und doch blieb mir nichts übrig, als den abenteuerlichen Versuch im Mantel der Dunkelheit zu unternehmen, welcher durch jeden Fehltritt auf dem schmalen Moorpfade eben so lebensgefährlich werden konnte, als durch das feindliche Geschöß.

Aber, ich war jung — ich liebte! — Die Liebe im Jünglingsalter ist das zweite Stadium der Kindheit. Wie man in dieser Zeit recht muthwillig die Gefahr aufsucht, bei der man Hals und Beine brechen kann, so meint man auch in Jener, keinen größeren Liebesbeweis ablegen zu können, als wenn man für die Geliebte das Leben wagt. Beides ist Thorheit. Wir verlieren weit mehr dabei, wenn es mißglückt, als wir im Gegentheil gewinnen. Kinderthorheit ist Unbewußtsein und findet in diesem Entschuldigung, solche Thorheiten aber in der Liebe, mit vollem Bewußtsein vollbracht, sind gar nicht zu rechtfertigen. Doch da sie, trotz unzähliger Unglücksfälle, sich stets wiederholen, so bestätigen sie den Satz, daß die Erfahrung durchaus nicht dazu dient, den Menschen klüger zu machen, sondern eben nur eine Redefloskel

ist, der es geht wie den Sprüchwörtern überhaupt. Man erkennt ihre unumstößlichen Wahrheiten und beherzigt sie doch selten.

## 4.

Fest entschlossen mein Abenteuer zu bestehen, wandte ich mich an meinen Wirthssohn, mit der Frage: „Ob er sich wohl getraue, Jemand im kleinen Rahne Abends über die Oder, zum jenseitigen Ufer zu bringen?“ — Ich sagte ihm nicht gleich, daß ich der Jemand sei, sondern ließ ihn vermuthen, es betreffe eine Dienstangelegenheit.

Der junge Mann, von glühendem Franzosenhaffe erfüllt, erblickte in dem Wagniß eine Heldenthat und war sogleich dazu bereit.

Ich bestärkte ihn nun in seinem Glauben, entdeckte ihm dann, ich sei es, der das Wagniß unternehmen wolle mich um den Damm herumzuschleichen, und den Verbündeten jenseits Nachrichten zu bringen, welche auf den Entschluß Stettins bezüglich wären. Die Sache müsse aber ein Geheimniß bleiben und er am folgenden Abende um elf Uhr, am jenseitigen Ufer wieder mit dem Rahne warten, um mich zurückzubringen.

Er gelobte mit Schweigen und treue Erfüllung dessen, was ich von ihm begehrte.

Meinem Bedienten auf den ich mich verlassen konnte, sagte ich: „ich werde morgen Abend einen heimlichen freundschaftlichen Besuch bei einigen Kameraden in dem nahe gelegenen Dorfe Goglaw machen und vielleicht die Nacht dort bleiben. Sollte ich bis zehn Uhr des nächsten Tages nicht zurückgekehrt sein, so möge er bei einer zufälligen Nachfrage, ein Unwohlsein meinerseits vorschlagen, ohne die höchste Noth jedoch, meiner Abwesenheit nicht erwähnen.“

Der Morgen des sechszehnten November brach an. Ein starker Reif war die Nacht gefallen, hatte eine ziemlich harte Kruste über den Moorgrund gezogen, lichtete durch den Glanz, der von den getornen, bereiften Grashalmen abstrahlte den schmalen Fußpfad und ließ seine Conturen stärker hervortreten. Ein scharfer Nordost wehte den ganzen Tag, erhielt den Reif an den Gräsern und härtete die Moorkruste noch mehr. — „Das Geschick ist mit mir im Bunde,“ sagte ich, die Landschaft überblickend,

vor mich hin. — Auch eine jener beliebten Träumereien der Jugend, die immer wähnt, der Himmel habe nichts weiter zu thun, als sich um ihre Thorheiten zu bekümmern und jede Lappalie sei bedeutend genug, seine Aufmerksamkeit zu erregen, seinen Beistand hervorzurufen.

Gegen Abend hatte sich der Wind nach Süden gewendet. Ich hatte dies nicht beachtet; denn ich war viel zu sehr mit dem Vergnügen des morgenden Tages beschäftigt, und dachte nur darüber nach, wie ich alles beseitige, was irgend einen Verdacht der Schildwachen erregen könnte, und wie ich mich an den feindlichen Redouten vorbeischieben wollte.

Ich zog meinen Uniforms-Ueberrock ohne Spauletten an, borgte mir den alten unscheinbaren Mantel des Wirthssohnes, befestigte meine Militärmütze mit einem Bande an einem Knopf des Oberrocks, unter dem Mantel, setzte eine, in der dortigen Gegend übliche, Bauernpelzmütze auf, steckte nur den Degen in die Kuppel und nahm einen tüchtigen Knotenstab zur Hand.

Als ich mich in dem kleinen Spiegel betrachtete, mußte ich über mich selbst lachen; man hätte mich jeden Augenblick als Vogelischeuche in's Feld stellen können, mancher Nachtwächter hätte jetzt wohl als Fashionable neben dem sonst galanten Secondlieutenant gelten können. Ueber diese Zurichtungen hatte ich ganz vergessen, daß ich seit Mittag nichts gegessen, daß leicht Mitternacht herankommen konnte, ehe ich mein Ziel erreichte. Dort fand ich wohl sicher etwas vor, aber es wäre weit besser gewesen diese Hauptsache zu bedenken, statt mich in Hoffnungen und Träumen der Liebe zu versenken.

(Fortsetzung folgt.)

## W l a d s c h i s k a.

Erzählung

von

Anna Köhn.

(Fortsetzung.)

Der Landrath wollte ihm zwar das Geld zum Ausstudiren geben, allein dies widersprach Grün's

Stolz. Er wünschte, ein so edles Gut als Cäcilie war, theuer zu erringen und nicht spielend leicht.

So noble, ehrenwerthe Gesinnungen sicherten ihm immer mehr die Liebe und Zuneigung Schaumers, und Stengel, der gutherzige ausbrausende Alte, hatte ihm schon längst vergeben.

Es war am Vorabende von Grün's Abreise zur Universität. Cäcilie packte ihm mit Traurigkeit seine Sachen ein, Raumann kam und brachte fünfzig Thaler, die er seinem Freunde vor der Hand borgte, da Grün jede Unterstützung des Landraths standhaft zurückwies.

Raumann, der sich bei überhäufster Beschäftigung im Theater, nie lange bei Schaumers aufhalten konnte, war gerade wieder gegangen und hatte herzlichen Abschied vom Freunde genommen, wobei es kaum ohne Thränen abging, als der Landrath in das Zimmer trat, wo die Brautleute sich befanden. Er hielt ein Papier von sehr vergilbten Aussehn in der Hand und richtete seine Blicke forschend auf Grün, indem er langsam sprach:

„Lieber! wie nachlässig behandeln Sie ein so wichtiges Papier!“

Grün fuhr empor.

„Von meiner Mutter?“ schrie er. „Nicht wahr? Gott weiß, wie es mir entfallen ist, wahrscheinlich bei meiner Flucht von hier. Von da an vermißte ich es höchst schmerzlich. Wo war es? Wie gut daß Sie es fanden! Ich trug es immer bei mir — o geben Sie, geben Sie!“

„Ruhig, ruhig!“ mahnte Schaumer. „Diesem Briefe nach sind Sie der Sohn eines Edelmannes, an den sich Ihre verstorbene Mutter hier um Unterstützung für Sie, für Georg Grün, wendet. Ist es so?“

Nach einer Pause des Zögerns antwortete Grün: „Ja! ich bin Ihnen Offenherzigkeit schuldig, ja! mein Vater ist ein sehr vornehmer Mann, der meine Mutter um die einzige Habe eines armen doch ehrlichen, rechtschaffenen Bürgermädchens, um ihre Ehre brachte.

„Und kennen Sie Ihren Vater?“

„Ich will ihn nicht kennen.“

„Haben Sie so noch Verwandte?“

„Von mütterlicher Seite, nein, von väterlicher, so viel ich weiß, wenige.“

„Und wer ist Ihr Vater? In diesem Briefe ist sein Name ausgelassen.“

„Ich nenne ihn nicht.“

„Weiß er um Ihr Dasein?“

„Ich glaube, er hält mich seit dem frühen Tode meiner Mutter für verschollen oder auch für todt. Es hat niemals Jemand nach mir gefragt, sich um mich bekümmert. Und es ist ganz recht so, ich habe ja kein Recht des Daseins.“

Der Landrath und Cäcilie schwiegen betroffen.

„Und wer hat Sie auf die Schule gebracht?“ fragte Schaumer wieder.

„Meine gute Discantstimme.“

„Und wer hat Sie dort erhalten?“

„Meine gute Stimme und die Arbeiten, die ich den Obern machte.“

„Armer, armer Mensch!“ seufzte Cäcilie.

„Aber warum wollen Sie den Namen Ihres Vaters nicht nennen? Sie könnten Unterstützung von ihm erhalten.“

„Nie, nie!“ rief Grün wild. „Ich will solchen Menschen, die nur zu ihrem Spasse denkende und fühlende Wesen in die Welt setzen, will ihnen nicht die stolze Freude eines derartigen Almosens gönnen. Ich bin da und darf mich, wie die Pfaffen jagen, nicht selbst hinwegschaffen; so will ich aber auch bleiben durch mich selbst, wie ich seit dem zehnten Jahre stets durch mich selbst existirte. Der Jüngling, der Mann soll nicht bequem erlangen, was das Kind in Frost und Zittern beim Singen und in langen Nachtwachen am Schreibtische erwarb. Hab' ich doch jetzt,“ rief er innig bewegt, „hab' ich doch jetzt, was mir stets am schmerzlichsten fehlte, wonach ich Nächte lang geweint: Liebe, Liebe! in so reichem, in so überschwenglichem Maße! Diese Liebe hab' ich mir hoffentlich erworben dadurch, daß ich bin, wie ich bin, daß ich durch alle Versuchungen der Armuth hindurch blieb, wie ich geblieben bin und bleiben werde. Dieses wonnige, herrliche Gefühl soll mit Niemand stören, davon soll Niemand das kleinste Theilchen empfangen, der plötzlich herzutreten könnte und sagen: Ich bin Dein Vater! nachdem er niemals Vaterpflichten an mir geübt und nur sich selbst und seinen sogenannten legitimen Kindern gelebt hat.

Cäcilie warf sich jauchzend an seine Brust:

„Nein, nein! Niemanden sollst Du gehören, als mir, als uns.“

Auch der Landrath schloß ihn gerührt in seine Arme.

„Sieh, Cäcilie,“ tief Grün begeistert, „durch Dich hat mein Geist erst Streben und Richtung, mein Gefühl eine Heimath erlangt. Um Dich zu erwerben will ich ja gern Jahr aus, Jahr ein nichts als trockne Brodrinden essen und studiren und Tag und Nacht arbeiten, um das ersuchte Ziel, Dich zu besitzen, je eher je lieber zu erreichen. Ich könnte schon weiter sein, aber dieses Ziel fehlte mir, mein Streben hatte keine Spannkraft, mein Sein keinen Brennpunkt. Nun ist Alles anders — nun sollt Ihr Wunder sehn!“ —

Am andern Morgen reiste Grün ab, doch ohne die geringste Auskunft über seinen Vater gegeben zu haben.

Wladschizka's gute Natur raffte sich bald wieder empor. Lina Wendheim hatte als treue Freundin an ihr gehandelt und sie, so viel ihre Zeit es erlaubte, liebend gepflegt. Je mehr Wladschizka im Fieber von Hoff und ihrer Liebe zu ihm sprach, desto weniger erwähnte sie ihn, als ihre Genesung vorwärts schritt.

Lina hatte ihr mit Zartgefühl die Aeußerung des Theaterdirectors vorenthalten, die dieser während ihrer Krankheit gethan, nämlich, daß er das Recht habe eine franke Schauspielerin, die ihm länger als vier Wochen keinen Nutzen bringe, fortzuschicken.

Allerdings gab es und giebt es eine so grausame Clausel in den Theatergesetzen verschiedener, ja der allermeisten Theater, doch bleibt es immer noch dem menschlichen Gefühle des betreffenden Directors anheim gestellt, sie in Anwendung zu bringen oder nicht. Leider hat aber Schreiberin dieses, Fälle genug erlebt, wo sie mit Rigorismus und Terrorismus angewendet wurde.

Mehr als alles Andere es gekonnt hätte, kühlte Wladschizka's Leidenschaft für Hoff die Nachricht, daß er sofort nach Italien gereist sei. Anfangs glaubte sie solchen Berichten nicht, als sie sich aber bestätigten rief sie wüthend und halb weinend aus: „O die Männer! die Männer!“ — und nannte Hoff's Namen nicht mehr.

Ihr bewegliches Naturell erwartete im Stillen schon mit Sehnsucht den Moment, wo der vielfach gepriesene neue Schauspieler, Emil Raumann, ihr seine Aufwartung machen werde. Er hatte nämlich diesen Akt der Artigkeit gegen alle Damen des Theaters geübt und zögerte nur bei Wladschizka über die Gebühr lange.

Sie sollte am andern Tage zum ersten Male wieder auftreten, mit ihm spielen und er machte noch immer keine Visite. Wladschizka hielt es für eine Vernachlässigung und war piquirt. Sie räumte nun schon acht Tage lang ihr Zimmer ungewöhnlich früh und gewissenhaft auf und er kam nicht.

Am Tage vor der Vorstellung, die sie zuerst wieder verherrlichen sollte, saß sie gegen elf Uhr Vormittags noch im Negligé, Niemand erwartend, da. Ihr üppiges langes schwarzes Haar floß aufgelöst um ihre Schultern, ihre großen blauen Augen mit den langen Wimpern hatten von der Krankheit und dem Liebesschmerze her, noch einen Schimmer von Schwermuth bewahrt und ihre weißen vollen Arme lagen nachlässig verschränkt über der leichtbedeckten Brust.

„Wünsche Gutenmorgen!“ tönte es ihr von einer männlichen Stimme entgegen. Die Stimme ging Wladschizka tief ins Herz.

Sie blickte auf — Raumann sah sie staunend an.

„Emil!“ — freischte Wladschizka.

„Leonore?“ hauchte er. — — Raumann war Wladschizka's Gatte.

Beim Theater begann nun etwas Räthselhaftes zu spielen.

Niemand ahnte in welchem Verhältnisse Wladschizka zu Raumann stand, niemand wußte etwas von der Erkennungsscene und doch wurden zwischen beiden bisweilen Blicke gewechselt, die auf eine Art Einverständnis hindeuten konnten.

Raumann, der gleich seiner flüchtigen Frau, einen andern Namen angenommen hatte, war, ehe dieselbe sich noch von ihrem Staunen über das unerwartete Wiedersehn erholen konnte, schon wieder zur Thüre hinausgeeilt und vermied sie im Theater sichtlich. Befand er sich nur eine Minute lang mit ihr allein, so ging er; spielte er mit ihr, so mußte man bemerken, daß er plötzlich nicht mehr der innige, warme Darsteller war, der ihn sonst zum Abgott

des ganzen Publikums machte. Sein Benehmen gegen Wladischizka war offenbar kalthöflich, zurückhaltend im höchsten Grade, so daß er in ihrer Gegenwart sich nicht einmal einen kleinen Scherz erlaubte. Ohne zu wissen für wen er es that, hatte er selbst den Direktor gebeten, die arme kranke Schauspielerin nicht sogleich zu verstoßen, die ihm ja so viele gute Einnahmen gebracht. Er hatte jenes Theatergesetz ein undankbares, unchristliches genannt und dabei erwähnt, daß einst selbst die heidnischen Perser die Undankbarkeit mit Kopfabschlagen bestrafte. Sein Wort galt beim Director Alles, denn die ganze Stadt und Umgegend zog bereits an Raumanns Triumphwagen und Wladischizka blieb und bezog ihre Gage fort bis sie wieder gesund war.

Uebrigens, da Raumann gegen kein einziges der ganzen Theatermitglieder ein anderes Betragen, als ein fremdes, höfliches, abgeschlossnes zeigte, konnte seine Aufführung gegen Wladischizka nicht zu sehr befremden. Man war es bei'm Theater allerdings gewöhnt, daß jeder neue Ankömmling sich unter ihr Joch beugte. Da indes Raumann in seinem Benehmen überhaupt, eine gänzliche Ausnahme von allen Uebrigen machte, konnte diese Entschuldigung auch hierin gelten.

Nur mit Wladischizka war es anders.

Ihr Gatte, den sie seit neun Jahren nicht gesehen, den sie als einen jungen Mann von neunzehn Jahren heirathete und mit zwanzig Jahren verließ, hatte sich in dieser Zeit, die er, wie man wußte, größtentheils in Italien, als Maler zubrachte, zu einer untadelhaften Männerschönheit herangebildet, die jedes Auge angenehm fesseln mußte.

Sein erster Blick, der wieder auf sie fiel, hatte in ihrem Innern gezündet. Das war nicht der blasse, schwachtende, kränklich aussehende Jüngling mehr, dem sie nach der Eltern Willen mit kaum sechszehn Jahren ihre Hand reichen mußte, der sie liebefrank verfolgte, als sie ihn, müde seiner schwärmerischen Liebe, verließ, nein, das war ein Apollo von Belvedere, nach dessen Blicke, zu dessen Erscheinen sich die Damen drängten und der durch seinen Stolz, durch seine Zurückhaltung, nur um so unwiderstehlicher anzog.

Und dieser allgemein Vergötterte war ihr Gatte, ihr Gatte, dessen Liebe sie grausam verscherzt, der sich jetzt mit Berachtung und Kälte von ihr abwandte,

während er sonst um ein Liebeswort zu ihren Füßen gefleht! War sie nicht mehr schön? nicht mehr piquant und anmuthig? Nein, nein, sie war gleichfalls schöner geworden, in der Blüthe ihrer Jahre, geistreicher, humoristischer, witziger, als je — aber sie war nicht mehr rein. Wie ein Stachel drang es tief in Wladischizka's Herz, dieß zerschmetternde Gefühl ihrer Schuld. Und konnte er nicht auch andere Frauen geliebt haben, sie vergessen haben? Es war von einem Charakter, wie der seinige sich zeigte, nicht gut denkbar. Und wär' es der Fall gewesen, die menschliche Gesellschaft hat den Männern größte Rechte eingeräumt; ein Mann bleibt immer rein, wie tief er auch in den Schmutz der Laster gelauscht haben mag. Auch sagte ihr das Gefühl: von den Flügeln der weiblichen Psyche streift sich der zarte Blütenstaub eher und unwiederbringlicher ab. In wie weit das traditionelle Recht und Gefühl hierin irren oder auch nicht irren mögen, sei dahingestellt.

Wer wäre auch im Stande gewesen, Raumann etwas Uebles nachzusagen? Seit einem halben Jahre war er aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt. Wladischizka's Leben hingegen lag offen vor Jedermanns Blicke da.

Es war nicht möglich sich in ihr zu irren. Ihr leidenschaftliches Temperament trieb sie zu Ausschweifungen und ihre freie Stellung und ihr Beruf boten ihr tausend und abertausend Gelegenheiten, diesem Hange zu fröhnen. Unläugbar litt Wladischizka im Gefühle ihrer Schuld und dem, der jetzt unerwiderten, ja mit eifriger Kälte vergoltenen Liebe für ihren Gatten.

Tausendmal nahm sie sich vor, ihn zu hassen, die Gesellschaft zu verlassen, oder einen Andern zu bevorzugen, der sich gerade um ihre Gunst bewarb, unmöglich, unmöglich. So tief wie jetzt behauptete sie noch nie empfunden zu haben!

Und noch etwas hielt sie. Sie war ein Weib und also schlau: „Wie,“ sagte sie zu sich selbst — „er kommt aus Italien und reist in Schlessien als Schauspieler, welchen Stand er früher hatte? Weßhalb? Doch wohl nur meinetwegen treibt er sich bei so kleinen Gesellschaften herum, da er ja sofort beim größten Theater-Anstellung finden könnte.“

Er wollte mich also doch wohl finden, denn er wußte, daß ich zum Theater gegangen war und als er mich fand — da — entsprach ich

seinen Erwartungen nicht. — Aber mein Kind — frug sie sich dann und wann — wo mag mein Kind sein? Hat er unsere Leonore in Italien begraben lassen, weil sie ihn an mich, an die verworfene Mutter erinnerte?“

Dann weinte Wladischizka heftige Thränen, das Gefühl der Mutterliebe trieb sie manchmal mächtig an, den kalten, steinernen Mann anzureden, um ihn nur in wenigen Worten nach der Tochter zu fragen oder — er solle auch nur in wenigen Worten sagen, wo sie sei und ob sie noch lebe?

Oftmals ging sie mit diesem Entschlusse in's Theater und niemals brachte sie ihn zur Ausführung, sobald sie dem kalten höflichen Auge ihres Gatten gegenüberstand. Es war ein peinlicher Zustand und er wurde um so erträglicher, da die Arme keine vertraute Seele hatte, der sie sich offenbaren konnte. Bisweilen wollte sie sich Lina entdecken, allein es kam ihr vor, als sei diese die Einzige, die von Raumann freundlich und etwas vertraulich behandelt werde.

Wie oft hätte sie dann wüthend vor Eifersucht dazwischen springen mögen und rufen: „Hinweg — ich bin sein Weib!“

Allein, konnte sie sich so bloßstellen? Mußte sie nicht fürchten, daß Raumann ihr gerade zu in's Gesicht sagte:

„Sie irren, Madame! Was wollen Sie denn?“

Sie konnte zu Lina sagen:

„Wenn Du ihn liebst, so liebst Du einen Ehemann, dessen Weib lebt.“

Doch Lina schien ruhig und gleichgültig, wie immer und mit diesen Worten konnte die schlafende Leidenschaft erst geweckt werden.

Wladischizka war in einer peinlichen Unentschlossenheit. Sie weinte bisweilen Nächte lang und Niemand konnte läugnen, daß mit ihrem Innern eine eigenthümliche Veränderung vorgegangen sein mußte. Sie war nicht mehr die Ausgelassene, sie sah bleich aus, ihre Blicke suchten ängstlich und eifersüchtig Raumann und wenn sie ihn fanden, kehrten sie sich beschämt und verlegen zu Boden.

Der Lieutenant von Bucheneck hatte sich um ihre Gunst beworben, umsonst. Er mußte zum zweitenmale abreißen, ohne eine nähere Bekanntschaft erreicht zu haben. Dem Referendar Hottenroth und dem Rittergutsbesitzer Wrede ging es eben so.

Wladischizka saß größtentheils allein und eingeriegelt in ihren Zimmer und wenn es sich an der Thüre regte, glaubte sie, es sei Raumann, der endlich von Sehnsucht getrieben zu ihr komme und sprang auf. War es Lina, die nach der Ursache ihrer Verstimmung fragte, so antwortete sie: Ich denke an Holl.

Es war aber nicht wahr, sie dachte nur an Raumann, der ihr Eigenthum war und den sie nicht mehr besitzen durfte, aus eigener Schuld. Zwei Pläne hatte sie endlich gefaßt, um zu einem Ziele zu gelangen.

Den: Eines Abends zu Raumann, der parterre wohnte, durch's Fenster einzudringen und eine Unterredung von ihm zu erlangen — und den andern:

An Grün zu schreiben, von welchem sie durch Lina wußte, er sei Raumanns Busenfreund. Vielleicht konnte ihr Grün wenigstens Auskunft über ihr Kind geben.

Eines Abends ging Wladischizka, wie sie gewöhnlich that, an dem Hause vorüber, wo Raumann im Parterre wohnte. Ein Lied zur Laute gesungen ließ sich schon von weitem durch die Stille der Nacht vernehmen. Raumann sang es und mit großem Schmelz, großer Wärme.

Wladischizka's Entschluß war schnell gefaßt. Sie sprach zu sich selbst:

„Jetzt ist er in einer weichen, gütigen Stimmung und welches Wesen, welche Erinnerung dieselbe auch hervorrufen mag — ich dringe zu ihm ein, ich spreche zu ihm und er wird mich hören.“

Wladischizka gestand sich nicht, daß auch Eifersucht sie zu diesem gewagten Schritte antrieb. Sie fürchtete, Raumann sei nicht allein, sie sah im Geiste Lina Wendheim an seiner Seite sitzen und vom Dunkel der Nacht geborgen, nur um so seliger seiner Stimme lauschen. Sie zitterte krampfhaft.

Zwei Fensterflügel standen offen, im Zimmer brannte kein Licht.

Mit leisen Schritten näherte sie sich dem offenen Fenster, hob sich auf die Zehen und sah — in die Dunkelheit. Der Sänger ließ sich nicht hören, daraus schloß Wladischizka, er lehre ihr den Rücken zu. Leicht wie eine Gazelle erkletterte sie das äußere Fensterbrett, umklammerte den Rahmen und schwang

sich blitzschnell von da in's Zimmer, ehe der erstaunte Sänger noch ein: Ah! hervorbringen konnte.

Raumann war wirklich erstaunt über solch' unerwarteten Besuch, doch faßte er sich schnell — ein Strahl von einer Dellampe, die die Straßenbeleuchtung des Städtchens ausmachen half, zeigte ihm Wladschizka's Gesicht und er brach in ein gedehntes: „Madame!“ aus.

Die Schauspielerin zitterte und suchte in der Dunkelheit nach einem Gegenstande, an dem sie sich festhalten konnte.

Da klopfte es. „Was ist?“ fragte Raumann.

„Ich bringe Licht,“ entgegnete eine weibliche Stimme von außen.

„Gut,“ rief Raumann, ging an die Thüre, die vermuthlich verschlossen war und nahm der Wirthin das Gebrachte ab, indem er ruhig hinzusetzte: „Ich brauche nichts mehr, gute Nacht.“

Die Wirthin hatte Wladschizka nicht sehen können, denn die Thüre befand sich in einer Art Nische hinter dem Ofen.

Raumann schloß hierauf das Fenster, ließ das Rouleaux herab und wandte sich mit den Worten an die Eingedrungenen, die erschöpft in einen Stuhl gesunken war:

„Madame, was wollen Sie?“

Es lag in dem Tone mit dem diese Worte gesprochen wurden mehr Ungeduld und Verdruß als eigentlich hindurchblicken sollte, so schien es. „Emil — begann Wladschizka bebend — mein Herr, verbesserte sie sich schnell — wo ich mit Ihnen zusammentreffen und sprechen könnte, weichen Sie mir aus wie soll ich es anfangen von Ihnen gehört zu werden?“

Doch Emil unterbrach sie schnell:

„Keine Scene! Glauben Sie mich bethören zu können, wie — Sie so viele — bethörten?“

Er sprach das Letztere stockend und mit schlecht verhaltenem Zorne und Verachtung.

„Sehn Sie mir in's Auge, ich bin nicht so schlecht, als die Welt sagt. Ich bin keine gemeine Sünderin.“

„Desto schlimmer!“ höhnte Raumann.

„Sagen Sie mir, mein Herr,“ fuhr Wladschizka gefaßter fort, „wenn es junge Männer giebt, von denen man mit liebenswürdiger Nachsicht behauptet

sie müssen sich austoben, — warum soll man in unsern aufgeklärten Zeiten nicht auch mit weniger Strenge über ein Weib urtheilen, dessen leidenschaftliches Temperament und — lassen Sie mich es aussprechen — kühner Geist, sie aus dem Drucke ihr aufgedrungener Verhältnisse sich herausreißen läßt und geblendet von der Sonne der Freiheit, dieselbe mißbraucht? Gestehen Sie, mein Herr, als ich Ihnen, dem neunzehn jährigen Jünglinge, meine Hand reichte, waren Sie da der Mann meine bewegliche Phantasie, die mit tausend Fühlfäden des Herzens und Geistes nach dem Neuen, Unbekannten in der Welt umhertappte, waren Sie damals geeignet mich zu fesseln? Selbst noch in der Entwicklung begriffen, der Ihr Talent entgegen ging, war in Ihrem ganzen Wesen eine Unsicherheit, eine Ungleichheit, die der früher erwachende Taft des Weibes erst belächelte, dann lästig fand und endlich mit Ungeduld abwehrte. Jetzt dagegen“ —

„Sie philosophiren sehr gut, Madame, und ich mache Ihnen mein Compliment, wie sehr Sie bei allen möglichen Abschweifungen im Leben, bedacht gewesen sind, Ihren Geist zu bilden. Sophismen helfen über Gefühle hinweg und ich bewundere daher nicht zu sehr, wie leicht sie über den Punkt hinwegschlüpfen: wie undankbar es ist, die ungetheilte, glühende Liebe eines Mannes, der sein Ideal, seine Gottheit in dem Weibe sah, das er besaß, — so zu belohnen, wie Sie es gethan. Doch das liegt glücklicherweise hinter uns und Sie werden mir nur noch die Bemerkung erlauben, daß es jedenfalls kein Glück für einen Mann ist, ein so geistreiches Weib zu haben, das mit tausend Fühlfäden nach Neuem, Reizenderem und Unbekanntem umhertappt.“

„Sicher nicht,“ erwiderte Wladschizka, die sich durch Raumanns spottenden Ton, gereizt fühlte, sich auch desselben zu bedienen, „so wie es jedenfalls ein Unglück für mich war“ —

„Mich zum Manne zu haben,“ fiel dieser ein. Indem er aufstand und so versuchte, das Zeichen zum Ausbruch zu geben, sprach er höflich:

„Und so hätten wir denn die Quellen unsres frühern Unglücks beleuchtet, ohne abhelfen zu können und ohne Abhülfe zu suchen. Tempi passati! Und wahrhaftig Madame,“ fuhr er fort, indem er seine schöne Gestalt hoch aufrichtete, „danken Sie Gott

mich nicht mehr zum Manne zu haben, denn ich bin ein rauher Gesell geworden.“

„O nein, nein,“ rief Wladschizka leidenschaftlich, — „schön, furchtbar, aber auch großmüthig wie der Löwe! O, wenn ich Sie so ansehe“ — fuhr sie fort sich ganz ihrem Gefühle überlassend — „wenn ich Sie so ansehe — so kann ich hoffen“ —

„Sie wollen mir zu verstehn geben, Madame daß ich Ihnen besser gefalle als vor neun Jahren,“ sagte Raumann kalt. „Ich glaube es den Damen längst abgewöhnt zu haben, mir zu sagen, daß ich Ihnen gefalle.“

Er rückte mit dem Stuhle, dessen Lehne er erfaßt hatte. Es trat eine Pause ein. Wladschizka rang mit ihren Thränen.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“ fragte Emil ernst, „ich stehe zu Diensten.“

„Und wenn ich Ihnen sagte,“ brach Leonore mit thränenvoller Stimme hervor, „daß — daß ich Ihre Verzeihung ersehe, wie kaum von Gott“ —

„So würde ich antworten,“ sagte Emil nicht betroffen, „daß Sie eine vortreffliche Schauspielerin sind.“ —

„O mein Herr,“ rief Wladschizka in einem ergreifend wehmüthigen Tone, „Sie demüthigen mich so tief und stellen sich so hoch, daß der Vortheil bald auf der Seite der Zerknirschten sein muß.“

„Wenn wir Zuschauer hätten,“ antwortete er mit Ruhe. „Aber wir haben keine.“

Wladschizka kämpfte furchtbar. Ihr Gefühl trieb sie zu dem kalten Manne hin, der sich so entsetzlich rächte und ihr Stolz verbot ihr noch weitere Schritte zu thun. Sie begriff nicht, wie man einem geistvollen Wesen, das reuig die im Jugendtaumel betretenen irrigen Pfade zu verlassen strebt, nicht gütig die Hände reichen, nicht freundlich um seines bessern, reichbegabten Ich's willen aufhelfen könne.

Sie begann endlich stockend und zögernd:

„Und warum reisen Sie in Schlessien bei kleinen Schauspielergesellschaften umher?“

„Weil ich von einem vornehmen Manne in Italien, für den ich viel arbeitete und der unbegrenztes Vertrauen zu mir hatte, in ein Familiengeheimniß gezogen wurde und den Auftrag erhielt in preussisch und österreichisch Schlessien Jemand zu suchen — doch, Sie entschuldigen, ich darf mich nicht näher erklären.“

Wladschizka überrieselte es eiskalt. Wenn Raumann die Wahrheit sprach, war für sie jede Hoffnung dahin. Die letzte und wichtigste Frage noch, sprach sie kaum hörbar — „wo ist mein Kind?“

Emil trat einen Schritt zurück und sah zur Erde. Man konnte nicht beobachten, was in seinen Innern vorging.

„Ist es todt? meine Leonore todt?“ schrie die Mutter jetzt mit wahrer Verzweiflung. „O so bin ich härter gestraft, als durch all' Ihre Verachtung.“

(Fortsetzung folgt.)

## Undinentänze.

Eine Aventura

von

M. Solitaire.

I.

Im Amte Riegebüttel wohl saß ich in der Schenk,  
Und labte mich am rothen, am duftigen Getränk;  
Die naße, reñige Flamme entflammte der Girond,  
Und lieblich mir kredenzte das süße Mägd'lein blond.

Gesegnet sei'st Du Becher, der meinen Durst gestillt,  
Ich hebe meine Hände Dir Kind, das ihn gefüllt;  
Gesegnet Du, o Abend, mit Deines Bellmonds Pracht,  
Ihr war't mir liebe Sterne für meines Lebens Nacht!

Wie lausch' ich meinen Traumen, in die ich stumm versenkt,  
Wie nipp' ich von den Schaumen, die man mir eingeschenkt;  
Ich schau' der Maid ins blaue Jungfrauenangeücht,  
Und jegliche Minute, sie ward mir zum Gedicht.

Aus Nektar, Traum und Reizen wohl spüant sich das Gedicht,  
Der Kranz erblühet lieblich im vollen Rosenlicht,  
Und aus der nächsten Nähe, was tönet zu mir her?  
Da schallt Dein mächtig Brausen, mein vielgeliebtes Meer.

Da tönt aus Deinem Munde der alte, hehre Sang,  
Der stets sein Echo findet in meines Busens Drang,  
Der mir das Aug' mit Thränen, das Herz mit Sehnsucht füllt,  
Berler'n in Deinem Grunde ging meines Himmels Bild.

2.

Und wie ich greif' zum Glase, mir gegenüber sitzt,  
Ein Kerl, ein kleiner, brauner, sein Antlig weinerhigt  
Geüßt auf beide Hände, so stiert er für sich hin,  
Und schauet in das Leere mit schier verdumpftem Sinn.

24\*

Wohl scheint's, daß fremde Zonen zum Delftern er durchmaß,  
Wohl scheint's, daß kein Berschonen er kannte bei dem Glas:  
Daß ihn des Meeres Woge gar weiblich hat durchsprült,  
Und daß des Weines Woge noch öfter ihn gekühlt.

Er grinst und stöhnt, dann nippt er aus seinem Henkelglas,  
Freut sich gleich einem Kinde am duftig milden Raß:  
Und wie er die Cigarre auf's Frische angefaßt,  
Hör' ich ihn leise murmeln: „Sie tanzen heute Nacht.“

Sie tanzen! wer tanzt? sprich doch! wer tanzt denn heute Nacht?  
Wo wird der Reih'n geschluagen? Wo wird Musil gemacht?  
Ich seh' so gerne tanzen, vernehm' so gern, Gesell,  
Des dröhnenden Orchesters wild wirbelndes Geßell.

Er trinkt in tiefen Zügen, er leert das Glas mit Macht  
Und wieder hör' ich's murmeln: „Sie tanzen heute Nacht.“  
Ihr wollt die Tänzer wissen, ich sag's Euch treu und gut,  
Laßt Ihr mir frisch verschäumen des rothen Weines Fluth.

Laßt frisch Ihr wieder füllen, das Glas, so hier steht leer:  
Ich nenne Euch die Tänzer, und sag' Euch noch weit mehr.  
Ich sag's Euch, wer den Reigen bei diesem Tanze führt,  
Nenn' Euch den Musikanten, der fein da musicirt.

So sprich Du Mann, Du brauner, spiel auf Geselle frisch,  
Und zechen sollst Du, zechen, bis liegt Du unterm Tisch;  
Ha! leeren sollst Du, leeren, wohl Becher ohne Zahl.  
Heran! heran! Blondine! und füll' ihm den Pokal!

Er streicht wohl für Behagen sich seinen grauen Bart,  
Und spricht: So will ich's sagen, Ihr scheint splendor Art,  
Zu meinem Mund der Schlüssel, er ist von grünem Glas,  
Ihr öffnet meinen Rüssel, zapft ihr ihm rothes Raß.

Die Springsluth kömmt heut Nächstens, und wann die ist vorbei,  
Und wann rückwallend die Wogen die Sande machen frei:  
Da schlinge dort ihren Reigen Undinen sonder Zahl,  
Und tanzen auf der Düne, als tanzten sie im Saal.

O Herr, da sind zu sehen, die Mägdelein mannigfalt,  
Da strahlt Euch in die Seele manch köstliche Gestalt.  
Der Busen weiße Kerne, aufathmend tief und hold  
Die Augen naße Sterne, die Locken feuchtes Gold.

Und wie die bleichen Arme sich strecken sehnsuchtsvoll,  
Und wie die Blicke recken sich aus der Fluth Geroll,  
So schwimmt im Weih' die Lilie, des Mondes Gonterfei,  
So tanzet auf der Düne des Meeres holde Fei.

Und wie's im weiten Meere allmächtiglich erklingt  
Wenn wild der Reihen und wilder sich durcheinander schlingt,  
Im Wettlauf mit den Wogen sich Paar auf Paar stets zeigt,  
In immer neuen Formen doch immer hold ersteigt.

Und wie die bleichen Arme sich strecken sehnsuchtsvoll,  
Und wie die Lilien recken sich aus der Fluth Geroll,  
So schwimmt im Weih' die Lilie! O Meersei, schönes Weib,  
Soll brennend ich verschmachten vor Sier nach Deinem Leib?

Ihr seid ein böser Traumer erwidere ich dem Mann,  
Doch sprecht Ihr gar nicht übel, man hört Euch gerne an;  
Allein wie ist zu sehen der Reigen mannichfalt,  
Sich schlingend auf der Düne mit stürmischer Gewalt?

Ich will Euch sagen, redet nun mir entgegen der,  
Ihr könnt' es Alles sehen, geht heute Nacht, an's Meer  
Und trinkt von salz'ger Woge drei hohle Hände voll,  
Und thut drei laute Schreie in's kraußige Kluth-Geroll.

Und sprecht drei böse Flüche, und kreuzt drei Mal die Stirn,  
Und schickt drei heiße Seufzer auf zu des Himmels Firn;  
Dann werdet Ihr sie sehen, sie kommen so gewiß,  
Als dieses Glas mit Nothen ich jetzt hinuntergieß.

Hoch leben die Undinen! Auf thut mir den Bescheid,  
Und macht Euch zu dem Gange, dem nächstlichen bereit:  
Doch weil der Wein nicht übel, nehmt einen Rath auch gut,  
Von mir mit auf die Reise, von mir hinab zur Fluth.

Ihr kennt den Spruch, den alten, der lehrt Euch mit Bedacht:  
Wen hat der Herr gezeichnet, vor dem nehmt Euch in Acht!  
So muß ich Euch denn warnen, auch vor dem einen Weib  
Das mit den andern zeigt heut Nacht den Lilienleib.

Ihr werdt' sie leicht erkennen vor jeder aus der Schaar,  
Gleich einer Feuermähne fließt ihr blutrothes Haar  
Hernieder von dem Haupte bis an die Ferse blank,  
Und wallt gleich einer Klamme um ihre Hüfte schlank.

Ihr werdt' sie leicht erkennen, die Gott gezeichnet hat,  
Auch rothe Kohlen glühen an ihrer Augen Statt.  
Nehmt Euch in Acht vor dieser, und wisset, wen sie küßt,  
Die böse rothe Nixe, daß der verloren ist.

Kein Glück und kein Gelingen front ferner seinen Plan,  
Kein Ende, kein Vollbringen wird dem, was er begann!  
Die böse, rothe Nixe, sie haltet von Euch fern,  
Damit er Euch nicht sinke auf ewiglich der Stern.

Nun geht, es naht die Stunde, wehl rauscht sie schon heran,  
Schon kamen sie gezogen, sie haben Mann für Mann.  
Horch! war dies nicht ein Flöten? mir ist's ich hörte schon  
Mild durch der Woge Brausen der süßen Mägdelein Ton!

Grüßt mir die Meersei alle; doch denkt an meinen Rath,  
Und hütet Euch vor Jener, die rothe Haare hat;  
Denn merkt mich armen Knaben, mich hat sie auch geküßt,  
Und merkt, daß seit der Stunde mein Stern versunken ist.

## 3.

Ich kam zum Strand: die Fluthen, schon wallten sie zurück,  
Der volle Mond am Himmel mit leicht umflorten Blick  
Warf geisterlichten Schimmer wohl über Meer und Land  
Als wär er eine Ampel, die für den Tanz entbrannt.

Ich ließ mich schauernd nieder und trank drei Hände voll,  
Der Woge, that drei Schreie in's laute Fluth-Geröll,  
Sprach' auch drei böse Flüche und kreuzt drei Mal die Stirn,  
Und schickt drei tiefe Seufzer auf zu des Himmels Firm.

Wie hör' ich's da nicht tönen! O Geister Melodie  
Bei Gott! da sind die Schönen, bei Gott! da kommen sie.  
Wie dumpf die Wogen stöhnen, Stern meiner Phantasie  
Mir soll mein Wunsch sich krönen, ich schaue Poësie.

O dieser Busen Kerne, aufathmend tief und held  
Der Augen naive Sterne, der Locken feuchtes Gold,  
Begonnen hat der Reizen, gesegnet seist Du Nacht,  
Die mich zu solchem Glücke, zu dieser Schau gebracht!

Wehl hab' ich viel geträumet, doch schwann ein Traum noch nie  
Was hier sich zeigt, noch nimmer schuf eine Phantasie,  
Das, was für ganz Reelles ich halten doch gemußt  
Da sie so nah' mir kommen, daß streift mich ihre Brust.

Da sie so nah' mir kommen, daß mir die Luft vergeht,  
Daß mich ihr Haar umflattert, was feucht im Nachthand weht,  
Ich sah die bleichen Perlen um ihres Halses Rund  
Rein! wenn ich stets geträumet, ich träume nicht zur Stund!

Durchsicht'ger Fing'el Nägel, ich schaue sie zumal,  
Am Knöchel die Krallen und des Smaragds Oval.  
Ich seh' den Schleier flattern, der silbern niederwallt,  
Ich sehe einer jeden milkleuchtende Gestalt.

Und wie die bleichen Arme sich strecken sehnsuchtervoll,  
Und wie die Leiber recken sich aus der Fluth Geröll,  
So schwimmt im Weib' die Lilie, des Mondes Konterfei,  
So reiget auf der Däne des Meeres holde Kei.

Und wie's im weiten Meere allmächtiglich erklingt,  
Und wild der Reihn und wilder sich durcheinander schlingt,  
Im Wettlauf mit den Wogen sich Paar auf Paar stets zeigt,  
In immer neuen Formen doch immer held ersteigt.

Und wie die bleichen Arme sich strecken sehnsuchtervoll  
Und wie die Leiber recken sich aus der Fluth Geröll:  
So schwimmt im Reich die Lilie! o Meersei, holdes Weib,  
Zoll brennend ich ver schmachten vor Oher nach Deinem Leib!

O komm, Du bleiche Schöne! Du mit dem Azurband,  
Und thau' ferchte Küsse auf meiner Lippen Brand,  
Mir senk's und glüht's im Herzen, o komm, erbarme Dich,  
Du bleiches, mildes Wesen, neig' Dich und küsse mich!

Woh' wer kommt da? Wen seh' ich als Verderbte der Schaar?  
Mein Gott! das ist die Rixe, die mit dem rothen Haar.  
Das ist sie, mit den Kohlen, an ihrer Augen Statt,  
Sie wallt mir näh'r, als wenn sie mich schon gesehen hat.

Erbarm' Dich, laß mich stich'n, Du medusäisch Weib,-  
Berühre nicht mich Armen mit Deinem Unglücksleib,  
Verschone meine Lippen mit Deines Athems Gluth,  
Und kühl an einem andern der heißen Liebe Wuth!

Vergebens, weh! Vergebens, schier hat es mich versengt,  
Als sie zu meinem Munde den ihrigen niederstent.  
Wie gelte ihre Lache, was war das für ein Kuß,  
Der Himmel und die Hölle vereint zu einem Guß.

Der Himmel und die Hölle vereint zu einem Brand,  
Daß ich vor Wonn und Wehe gleich einem Wurm mich wand.  
Der Reizen war zu Ende: verflucht seist Du, o Nacht,  
Die mich nur zum Verderben zu dieser Schau gebracht!

## 4.

Verschwanden sind sie Alle, gewaltig rauscht das Meer,  
— Wo bin ich? — Und wie kam ich denn ganz allein hieher?  
War das ein Traum? Wahrhaftig! das konnte keiner sein,  
Wenn mir die Stirn auch brennet vom heißen, rothen Wein.

Und doch will's mich bedünken, daß es wohl einer war,  
Sah ich nicht wie sie tanzten? Hoch eine Növenschaar,  
Hinflattern durch die Lüfte, und kreischend laut mit Macht  
— Die Nioy fliegt nur bei Tage und schlummert in der Nacht!

Wie's sei, ich weiß die rothe Undin' hat mich geküßt,  
Ich weiß, das von der Stunde mein Stern versunken ist;  
Kein Glück und kein Gelingen krönt fürder meinen Plan,  
Kein Gute, kein Vollbringen wird dem, was ich begann!

## Feuilleton.

### Zeitwingen.

Aus der Musikwelt. Marschner's Oper,  
„Hans Heiling“ ist im Februar auf dem Hoftheater  
zu Hannover neu einstudirt zur Aufführung gelangt.  
— Hector Berlioz ist in Weimar eingetroffen.  
In einem zur Nachfeier des Geburtstages der Groß-

herzogin veranstalteten Hofconcerte am 17. Februar  
gelangten bereits Compositionen von ihm zur Auffüh-  
rung. Ein großes Concert im Theater hat am 21.  
Februar stattgefunden und hoffen wir in einer der  
nächsten Nummern nähere Berichte unseres Correspon-  
denten in Weimar bringen zu können. — In Ber-  
lin schwellen die Blüthen der Virtuosen gewaltig an

und drohen bei obligatem Fortgang den guten Geschmack im trüben Wasser moderner Salonmusik zu ersäufen. Ludovico Nelli (und gleich ihm die heilige Schaar der Berliner Recensenten ex professo) aber bewegt sich dabei wie der Fisch in seinem Elemente. —

„Der moderne Safari“ von Wilhelm von Schadow. Wir haben es bisher aufgeschoben diese in Novellenform dargebotenen „Erinnerungen aus dem Künstlerleben“ unsern Lesern zu empfehlen. Einzig aus dem Grunde weil wir aus sachverständiger Feder eine Besprechung des Schadow'schen Buches erwarteten und noch erwarten. Wilhelm von Schadow's Name allein gewährt schon Bürgschaft für den Werth des Werkes. Dasselbe ist in eleganter Ausstattung mit Illustrationen von J. Hübner (in Holz geschnitten von H. Bürkner) im Herz'schen Verlage zu Berlin erschienen. — Unter den in letzter Zeit an die Öffentlichkeit getretenen Schriften über bildende Kunst ist vor allem Adolf Stahr's „Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten“ (in zwei Theilen bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen) zu nennen.

Neue Arbeiten M. Solitaires. M. Solitaire, der unsern Lesern wohlbekannte Romantiker, vorbereitet wie wir vernehmen die Ausgabe eines neuen Bändchens seiner originellen Novellendichtungen. Dasselbe wird den Titel: „Dunkler Wald und gelbe Düne“ führen. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens der Wunsch ausgesprochen, daß Solitaire seinen Roman „Diana Diaphana“ ein Werk, das von einer Fülle innern Lebens, poetischer Kraft und tiefer Studien zeugt, dem Publicum nicht länger verenthalten möge. Mitgetheilt daraus wurde eine fesselnde Episode „die Fahrt zur Königin von Britannia“ (Landsberg an der Warthe 1854). Solitaires Lustspiel „die beiden Finkenstein“ wurde als „Graf und Bauer“ vor kurzem zu Landsberg beifällig aufgeführt.

Julie Burow's Jugendschrift. Bekanntlich sind von der Kritik die Jugendschriften sehr vernachlässigt. Die vornehme Kritik ignoriert dieselbe, die feile preist ihre Sögen und eine dritte Art, die besonders von pädagogischen und Kirchenblättern geliebt wird, will den Collegen das Brod nicht verderben. Da kann es nun nicht fehlen daß von allen Seiten Bücher für die liebe Jugend geschrieben werden, schlecht und gerecht, gewöhnlich aber das erstere. Einzelne ebrenvolle Ausnahmen (G. Micrig, Ferdinand Schmiedt u. A.) verstehen sich von selbst. Jetzt hat sich diesem Absenker der Literatur auch die talentvolle Julie Burow (Pfannenschmiedt) zugewendet und (bei Haffelberg in Berlin) eine Jugendschrift „Der Augenarzt“ herausgegeben, die klar und sinnig in der Erfindung, ansprechend in der Ausführung, mit einem Worte eine treffliche Production ist. Wir freuen uns daß

es Julie Burow zu gelingen scheint sich auf jedem Gebiete, das sie eben betritt, zu bewähren.

### Vermischtes.

Die Dampfboot-Expedition in Central-Afrika. Herr A. Petermann in London berichtet in deutschen und englischen Blättern: „Als Dr. Barth im Sommer 1851 auf seiner bekannten Reise von Kuka nach Adamana weit in das Innere Afrika's vordrang, entdeckte er einen großen mächtigen Strom nach Westen, anscheinlich dem Kowara (gewöhnlich aber irrtümlich Niger genannt) zufließend. Diese Entdeckung schilderte er in seiner damaligen Depesche an die Regierung in folgenden Worten: „Aber der wichtigste Tag in allen meinen langjährigen afrikanischen Wanderungen war der 18. Juni, an welchem Tage ich den Fluß Benue erreichte, an dem Punkte, wo sich ein anderer Fluß, der Faro, mit ihm vereinigt. Seit ich Europa verlassen, habe ich keinen so großen und mächtigen Strom gesehen, denn der Benue, welches so viel heißt als die Mutter der Gewässer, ist eine halbe englische Meile breit und über 9 Fuß tief in der trockenen Jahreszeit u. s. w.“ Nach unserem damaligen Erachten war es keinem Zweifel unterworfen, daß dieser neuentdeckte Fluß Benue der obere Lauf des in den Kowara abfließenden Tschadda-Flusses sein müsse, und daß er, vermöge seiner unzweifelhaften Schiffbarkeit, einen natürlichen Pfad bilde, welcher das große Innere Afrika's der europäischen Civilisation und Gessittung erschließen und zum ersten Male zugänglich machen würde. Denn nur ein schiffbarer Fluß kann es sein, der uns sicher, rasch und leicht genug durch die klimatisch so gefährlichen Küstenländer in die großen, fruchtbaren und gesunden Länder Inner-Afrika's bringen wird. Ohne eine solche natürliche Wasserstraße würde uns der Kern dieses Continents wohl ewig fern, und die Millionen seiner Einwohner in dem Elend ihrer Verwilderung und Sklaverei verbleiben. Aber der Nil, der Kowara, der Senge und alle übrigen Flüsse Afrika's haben die Schiffe der Europäer bisher durch ihre Catarakten und Untiefen zurückgeschreckt. — Schon vor länger als zwei Jahren brachten wir daher den Plan einer Dampfboot-Expedition in den ersten englischen Blättern öffentlich in Vorschlag, in Folge dessen auch eine solche von dem um Afrika so verdienten Macgregor Laird organisiert, und von der englischen Regierung und dem Parlament genehmigt wurde. Ein Dampfboot wurde eigens zu diesem Zweck construirt und verließ Ende Mai des vergangenen Jahres England, auf das Sorgsamste ausgerüstet und mit Eingeborenen bemannt, die von 12 Europäern geleitet waren. — Am 3ten dieses Monats nun ist die Expedition glücklich nach

England zurückgekommen, nach einer über alles Erwartung günstigen Reise, deren Resultate unsere Vermuthungen vollkommen bestätigten. — Die „Plejade“ ist der Name des Explorations-Schiffes, gelangte, nachdem sie auf der Insel Fernando Po ihre Vorbereitungen getroffen, und Anfangs Juli das Kowara Delta hinauf gedampft war, bis in die Nähe der unweit des Benue gelegenen Hauptstadt Adamana's, Zola genannt, und war am 7. November in Fernando Po wieder angelangt. Sie ist demnach, nach einer Abwesenheit von Europa von 8 Monaten im Ganzen 250 englische Meilen weiter in's Innere Afrika's vorgedrungen, als je zuvor ein europäisches Schiff. Die von Barth gemachten Entdeckungen liegen weiter nach Westen, als er sie angegeben hatte, was mit den bisherigen astronomischen Beobachtungen des Dr. Vogel\*) genau übereinstimmt. Die Eingebornen zeigten sich überall gutmüthig und zum freundlichen Verkehr geneigt. — Das ungemein wichtige Resultat dieser Expedition bestände also erstens darin, daß es sich durch die vollständige Aufnahme des Flusses Tschadda-Benué erwiesen hat, daß man nunmehr von einem englischen Hafen in etwa sechs Wochen in das Herz Afrika's gelangen kann. Zweitens, was noch unendlich viel wichtiger ist, daß man eine solche Reise, ohne Gefahr, den verurtheilten klimatischen Einflüssen des tropischen Afrika's zu erliegen, zurücklegen kann. Denn von der gesammten Mannschaft, 66 an der Zahl, ist auch nicht ein einziger gestorben, und Krankheit ist nur in geringem Maße vorgekommen, obgleich der Aufenthalt in den Flüssen 118 Tage betrug, welches mehr als doppelt so viel ist, als bei einigen der früheren Niger-Expeditionen, bei denen bekanntlich fast die gesammte Mannschaft dahin starb. „Jetzt,“ so schreibt unser Berichterstatter, der die meisten Verdienste um die Organisation dieser Expedition hat, „haben wir endlich einen practicablen Weg nach Inner-Afrika angebahnt, welcher die Gefahren und Schwierigkeiten afrikanischer Erforschung und Regeneration ungeheuer vermindert und eine neue Ära bilden wird in der Geschichte dieses Erdtheils.“

**Zwei Goldbrassen.** In einer bekannten preussischen Zeitung wird aus Paris eine interessante culinische Anekdote berichtet. Ein Senator hatte ein halbes Duzend der ersten Gourmands oder wie man jetzt zu sagen pflegt, der „feinsten Gabeln“ zum Dinner gebeten. Mit jenem stillen Vorzenuß, der nur den Eingeweihten der höhern Kochkunst eigen, nahmen

die „Gabeln“ des „Menu“ zur Hand, alle Gesichter aber drückten freudiges Erschrecken aus, als auf der feingedruckten Speisekarte mit Bronceschrift ein Fisch von hyperaristokratischer Seltenheit verzeichnet stand, ein Goldbrassen, der sich nie den Küsten nähert und im Weltmeer nur da gefangen wird, wo kein Senkblei Grund findet. Endlich wird der Fisch aufgetragen, staunendes Ach! rings um die silberne Platte in der auf weißem Damast der in allen Regenbogenfarben schillernde Fisch liegt und mit seinen wasserblauen Augen die Gäste verlockend ansieht. Der Koch hebt die Platte ab um den Leckerbissen zu präsentiren dem alle entgegenschmachten. Da — der ungeschickte Koch läßt die Schüssel fallen, ein gellender Angstschrei hallt durch den Salon, in hundert Stücke zerisprungen liegt der zarte Fisch auf dem Teppich. Die Gäste zitterten, einem sollen Thränen ins Auge getreten sein, er hatte zum letzten Male Goldbrassen geessen als Graf Billele noch Minister war\*). Der Wirth aber rief mit senatorialer Würde: „Man bringe einen andern Goldbrassen!“ Das war ein niederschmetterndes Wort, wie Säulen saßen die Gäste, zwei Goldbrassen, unerhört! und wirklich, der Koch brachte einen zweiten Goldbrassen und man aß, nein, man schlürfte, nein, man sog ihn ein. Das Hinwerfen des ersten Fisches war verabredet zwischen Herrn und Koch, um mehr Effect zu machen.

**Inventiöse Diebe.** Die „Jahreszeiten“ berichten aus Berlin, daß diese Hochschule der deutschen Gauner es gegenwärtig, was die Raffinirtheit der Diebe anbetrifft, mit Paris und London aufzunehmen vermag. Die Diebe stehlen vor den Augen des Publikums auf öffentlicher Straße, ohne daß Jemand hinderlich dazwischen getreten wäre. Sie reißen nämlich die betreffenden Gegenstände nicht etwa von der Ladenthür ohne Weiteres ab und fliehen damit, denn das würde sofort Aufsehen erregen und Verhaftung nach sich ziehen, sondern es gehen ihrer zwei auf die nächste neben den zu bestehenden Laden gelegene Hausflur. Nach einiger Zeit tritt einer der Diebe, während das Ladenpersonal beschäftigt ist, im bloßen Kopfe ganz unbefangen auf die Straße vor die Ladenthür, prüft anscheinend sehr sorgfältig mit einem Notizbuch in der Hand die aufgehängten Waaren und nimmt dann das erste beste Stück ab, mit welchem er nicht etwa die Flucht ergreift, sondern ganz ruhig auf die Hausflur zurückgeht, als ob es sich um irgend eine Geschäftsangelegenheit handelte. Der zweite Dieb nimmt hier den gestohlenen Gegenstand in Empfang, wickelt ihn in ein bereit gehaltenes Tuch und verläßt mit diesem Packet in ganz unverdächtiger Weise das Haus. Der erste Dieb folgt dann sehr bald nach.

\*) Dr. Vogel, der sich gegenwärtig auf einer Entdeckungsexpedition im Innern Afrika's befindet und nach seinen letzten eingetroffenen Berichten vom Juni vorigen Jahres weiter vorgedrungen ist als überhaupt noch ein europäischer Reisender gelangte, ist ein Sohn des in der pädagogischen und literarischen Welt vortheilhaft bekannten Dr. L. Vogel, Director der vereinigten Bürger- und der Realschule in Leipzig.

\*) Graf Billele's Ministerium fällt, unter der Restauration, in die Mitte der zwanziger Jahre.

### Briefkasten.

Herrn L. K. in Würzburg. Erhalten. Ich danke Ihnen bestens und sehe Ihren fernern Einsendungen mit Erwartung entgegen, Ausführlicher demnächst. — Herrn G. A. in Cassel. Eine Antwort geht Ihnen nach vollständigem Abdruck Ihrer

Novelle mit derselben zugleich zu. — Herrn F. W. in Gottbus. Der Brief ist eben angelangt. Ein Lebenszeichen wird bald gegeben. — Fr. v. W. in Zerbst. Die Nummern wird Ihnen die Verlagsbehandlung zugehen lassen. Für die vorgekommenen Irrungen bitten wir um Verzeihung, und hoffen bald wieder von Ihnen zu hören.

### Inserate.

In meinem Verlage erschien so eben:

## Poetische Erzählungen.

Von

### Adolf Stern.

(Miniaturausgabe. — Elegant cartonnirt mit Goldschnitt 25 Sgr.)

Ueber dies neue Werk des jungen Dichters Adolf Stern haben sich bald nach Erscheinen die competentesten und geachteten Stimmen lobend ausgesprochen. Unter den zahlreichen Urtheilen führe ich hier nur die der Hamburger „Jahreszeiten“ und des „Hannoverschen Couriers für Politik, Kunst und Literatur“ an.

Ernst Willkomm schreibt in den „Jahreszeiten“ (Nr. 6 dieses Jahres): „den Lesern dieser Blätter ist der Name Adolf Stern nicht unbekannt, wir glauben sogar, daß aufmerksame Leserinnen denselben bereits liebgewonnen haben. In den Gedichten, die wir bisher von dem jungen Dichter mitzutheilen das Vergnügen hatten, gab sich ein tief poetisches Gemüth kund, verbunden mit einem ernstem Streben etwas Gediegenes zu leisten. Ein so schönes Talent, einen so kräftigen, nur auf das Edle gerichteten Willen zu unterstützen, halten wir schon deshalb für unsere Pflicht weil der Strebende ohne Anmaßung auftritt, was gerade nicht allgemeine Sitte unter den jüngsten producirenden Talenten zu sein pflegt. Adolf Stern beschenkt in dem sehr elegant ausgestatteten Büchlein die sinnige Lesewelt mit neun poetischen Erzählungen, die größtentheils einen historischen Hintergrund haben. Es fällt uns schwer irgend eine als die beste, nach Gehalt, Form und Styl gelungenste zu bezeichnen, da alle des Dichters Vorzüge: glückliche Erfindung, poetische Gestaltung und einen sauber ausgearbeiteten Vers gemeinsam haben. Besonders haben uns die größeren „der Seefönig“, „die Strandräuber“, „Jagello“ und „Astorga“ am meisten befriedigt. Einige der sieben Romanzen, welche den Anhang des empfehlenswerthen Werkes bilden, wie „die Sonne von Austerlig“ und „André Chenier“ legen die Begabung des Dichters auch für diese poetische Form deutlich an den Tag. Zum Belege, wie trefflich und ergreifend Adolf Stern zu schildern versteht, lassen wir ein paar Verse aus „Jagello“ hier folgen etc.“

Der „Hannoversche Courier“ (Nr. 116.) sagt: „Ein junger Dichter, dessen die Journale seit einiger Zeit oft und lobend gedenken, giebt hier in einem Bändchen eine Reihe erzählender Gedichte, im Tone ansprechend und in der Behandlung geschickt. Die Stoffe sind theils der Sage, theils der Geschichte entlehnt und da das poetische Gewand sich überall glänzend anschließt, so erfreut die Sammlung durch den Reiz großer Mannigfaltigkeit.“

Leipzig, im Februar 1855.

Heinrich Matthes.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hünze. — Herausgabe und Druck von den F. Rückmann'schen Erben.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.